

# Die Flucht.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Was ich, mit Erlaubnis zu sagen, furchtbar dumm finde“, antwortete sie lebhaft. „Als ob die Arbeiter nicht längst wüßten, daß ich bloß die arme Phöbe Grabowski bin und gewiß kein Portemonnaie voll Geld in der Tasche habe. Und überhaupt, wer sagt denn, daß Diebe darüber sind, die einen anfallen: la bourse ou la vie?“

Sie lachte, zog ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und hielt es Adrian unter die Nase.

„Da, drei Ridel und zwei Pfennige“, sagte sie und lachte.

Er sah wohl ein, daß er sie bei ihrer Aufforderung der ergangenen Warnung lassen müsse. Das Wetterleuchten eines Lächelns zog über sein Gesicht.

„Na, auf etwas höher als zweiunddreißig Pfennig hält' sogar ich Sie tariert“, sprach er.

„Wenn Sie doch schon mal da sind, helfen Sie mir, daß Phöbe, Wenigstens dreißig Pfennig muß ich haben für mein Beet.“

Er fing gleich an, mit seinem Stock in der Erde herumzupuren, und entfernte sich dabei recht weit von Phöbe.

„Adrian“, rief sie nach einer Weile hinüber.

„Was ist denn schon wieder?“ rief er zurück.

„Ich will Ihnen was sagen.“

Er kam heran. Sie kniete vor ihren Knien, hielt die Stirn tief geneigt und legte sorgsam Pflanze neben Pflanze auf den Sand, der die Körbe bis zur Hälfte füllte.

„Adrian, wenn man hier den Jammer mit dem Sandboden sieht — es sind doch gewiß an dreißig oder vierzig Morgen...“

„Vierundfünfzig“, schaltete er ein.

„Na, dann stellt man sich vor: wenn die kultiviert würden! Mit Lupinen, mit Kainit, mit Thomasschlacke, und wie all der Kram heißt“, fuhr sie fort.

„Ja, vorstellen kann man sich das schon. Aber das kostet ein mordmüdiges Geld“, sagte er betäubt.

„Ich weiß, wie Ihnen und Cassakoren aufzuhelfen ist“, flüsterte sie.

„Das weiß ich auch: mit Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit und Gehalt, die gehört auch dazu.“

Er ließ sich im Sande nieder, schränkte die Arme über die Brust. Er dachte Phöbe nicht an und sprach voll innerer Bewegung weiter:

„Mensch, denk' ich so: schon ist es ja nicht, so'n ganzes Männerleben dran zu wenden, und die Karre wieder aus dem Stumpf zu ziehen, wohin sie die Vorfahren geschoben haben. Aber dann hab' ich wieder Stunden, wo ich mich tollfoll glücklich dabei fühle. Das ist doch erst so recht was, wenn man alle Tage sieht, wo einem der Herrgott die Hände und das bischen Grüne im Kopf gießen hat! Damit man sie braucht, Phöbe! Na, ich denke, ich brauche die meinen gehörig.“

„Es ist ja auch ein Vorwärtstommen. Aber so wenig, so langsam. Und manchmal denk' ich ein bißchen weniger Sorge hätten Vater und Großvater mir hinterlassen können — bloß ein bißchen, damit ich mal auch ans Glück läßt' denken können.“

Er seufzte schwer.

„Adrian“, sagte Phöbe ganz leise, während Thränen um Thränen über ihre Waden tann. „Sie sollten doch eine reiche Frau heiraten.“

„Was soll ich?“ rief er empört und sah sie starr an.

„Ich meine nicht ums Geld, gewiß nicht allein um das. Aber wenn es sich nun so trifft, daß eine, die Sie liebt, gerade viel Geld hat, und daß diese eine gerade die Beste, Schönste, Herrlichste ist, die einzige, die Ihrer werth ist“, sagte Phöbe weinend. „Ihr war zu Mut, als habe sie Schuld an allem, an Adrians Armuth und daran, daß er reich heirathen solle.“

Unter ihren Worten beruhigte Adrians sich wenig. Er nahm Hände voll Sand auf und freute ihn seitwärts hinaus wie ein Säemann — das Stillstehen verlor er nie, wenn er aufgeregt war.

„Unfinn“, sagte er barsch. „So eine giebt's hier gar nicht. Dem Trebbiner Pastor seine Tochter ist an die vierzig. Drüben der Pflunder hat ja bloß Söhne. Die Wareser mit ihren sechs kleinen Bälgen kommen auch nicht in Frage. Also wo ist die Wunderdame, wenn ich mal fragen darf?“

„Aber doch Conrachine“, flüsterte sie und fing bestürzt zu meinen an, indem sie sich umdrehte und ihr Gesicht in den Händen verstaute.

Adrian sah lange still und stumm auf den trummten Rücken, der ihm zugewandt war, und über dem der rauhe Kopf hing. Er hörte aufmerksam dem leisen Weinen zu.

„Sein Gesicht war roth, er schloß die Augen, die ihm naß geworden waren. Endlich hatte er sich gefaßt. Er zog ein wenig an dem Kopf, als ob der ein Klingelzug wäre und sagte: „Phöbe.“

„Ja?“ fragte sie entgegen und versuchte ihre Thränen zu trocknen. „Ach, lassen Sie doch meinen Kopf.“

„Also, Phöbe, Sie sind viel, viel dümmer, als ich geglaubt habe.“

„So!“ rief sie etwas beleidigt. „Viel dümmer! Conrachine liebt mich nicht. Hab' ich wohl dunfle Schwärmeraugen? Ja? Und hab' ich barumse Haar? Nein! Und wenn sie mich liebt — geheirathet wird nicht, und mit Geld schon gar nicht.“

Er sprang auf.

„Aber nun, allons, nach Hause. Das hat nicht in meinem Nachmittagsprogramm gestanden, daß ich hier 'ne halbe Stunde mit Anemonensuchen verbummle. Sie müssen schon ein bißchen rennen, Fräulein Phöbe, ich bin nicht dazu da, mit Ihnen rumzutrobelen.“

Phöbe sammelte ihre Spielsachen zusammen. Ihr Gesicht strahlte vor Glück und war doch noch heiß und roth von den eben vergossenen Thränen.

„Ich muß mir wieder die Schuhe ausziehen“, sagte sie betäubt. „Sie brauchen mich aber wirklich nicht nach Hause zu bringen. Sie wissen ja — bloß zweiunddreißig Pfennig.“

„Ne, ne, Vorhüt' ist besser. Sie sehen viel wohlhabender aus; Conrachine schenkt Ihnen immer so schöne Kleider“, meinte er und schritt so aus, daß sie wirklich „rennen“ mußte.

„Aber heut hab' ich ja das alte hellblaue an, es ist schon zwölfmal gewaschen, mindestens“, rief sie mit der ganzen Entrüstung eines jungen Mädchens, dem man in der Kleiderfrage unrecht thut.

„Zwölfmal gewaschen, alt, wirklich alt?“ fragte er erstaunt.

„Ich habe es schon den ganzen vorigen Sommer gehabt“, beteuerte sie, „es ist ja nur Kattun und hat bloß sechsundzwanzig Mart gekostet. Sie sollen nicht immer auf Conrachine schelten.“

Adrian war ganz kleinlaut geworden. Ihm ging ungeheuer viel im Kopf herum. Als ein holdes, schönes, liebes Mädchen konnte wie eine Fee aussehen in einem schon zwölfmal gewaschenen Kattunkleid, das nur sechsundzwanzig Mart gekostet hatte? Sollte die Bekleidung einer Frau doch ein erschwingliches Ding sein?

Hierüber war er so sehr in Zerkürung gekommen, daß er vergaß auf den Weg zu achten und viel weiter mitging, als nötig gewesen wäre.

Zum Abschied schüttelte er dann Phöbe die Hand und bat mit ungewohnter Innigkeit:

„Also erstens, zerbrechen Sie sich das Köpfchen nicht wieder mit Heirathsgedanken für mich. Und zweitens, laufen Sie nicht wieder so allein heraus. Unter den Mauern sind zwei, drei böse Lümmel, die betrinten sich manchmal, da tann man nie wissen...“

„Ja, wenn Sie es befehlen, thu' ich's gewiß nicht mehr“, versprach Phöbe.

„Warum muß denn ich erst was befehlen, ehe gehorcht wird?“ fragte er mit strahlendem Gesicht.

„Nun, Sie wissen doch alles am besten“, erklärte Phöbe.

Er lachte und ging eilends davon. Phöbe verzehrte sich nun vor Ungeduld bis zu Conrachines Heimkehr. Nie hatte sie diese so lieb gehabt wie heute. Ihr war, als müßte sie ihr um den Hals fallen und sich viele, viele Male bei ihr bedanken.

Pünktlich um acht Uhr hielt dann auch der Wagen vor der Thür.

Aber Phöbe fand keine Gelegenheit, ihre stürmische Zärtlichkeit anzubringen. Die Ankommenenden waren zerstreut, hastig, fast verlegen.

Felix Dahlland begrüßte Phöbe flüchtig und ging dann gleich die Treppe hinauf; Conrachine ließ ihm ein paar Schritte nach und rief: „Also nochmals — gute Nacht — gute Nacht, dann sagte sie, sie sei verregnet, abgespannt, zerzaust, müde, Phöbe käme wohl morgen zu Tisch.“

Phöbe, die in hoher Stimmung gewesen, zog enttäuscht und erstaunt von dannen.

Es kostete Conrachine eine schlaflose Nacht, um sich klar darüber zu werden, ob sie ihre Liebe feierlich verkünden und eine Art Staatsaktion veranstalten sollte, indem sie alles, was auf Trebbin lebte, um sich verammelte und Felix als ihren künftigen Gatten vorstellte, oder ob sie die einzelnen gelegentlich mit der Thatsache bekannt mache. Aus ihrem Bündniß keinen Tag lang ein Geheimniß zu machen, war ihr fester Vorsatz. Sie war nicht der Mensch für Heimlichkeiten. Und wenn ihr Mund zu schweigen vermocht hätte, ihr Wesen war zu stark und gradlinig, um sich in irgend einer Form von Heucheln verbergen zu können. Sie entschloß sich alle Stunde anders und malte sich aus, was für ein Gesicht Adrian machen, was „Madame mere“ sagen und was Phöbe denken werde. Bald erschien es ihr herzlich, es jedem allein mitzutheilen, bald fand sie es effektvoller und für Felix' künftige Stellung besser, ihn dem „versammelten Volke“ vorzustellen.

Als sie aufstand, war sie noch zu nichts entschlossen. Ihre impulsive Natur konnte sich aber nicht bändigen, das Glück brach zu jubelnd aus ihrem Herzen. Und schon beim Ankleiden sagte sie zu ihrer Jungfer: „Was würdest du sagen, Laura, wenn ich mich wieder verheirathete?“

„Es wäre das Beste, was die gnädige Frau thun könnten“, sagte Laura. „Nun, wer weiß, mit was für Neuigkeiten ihr noch überrascht werdet.“

Laura mit ihrem Puppengesichte lächelte freudig. Mit geschickten Händen steckte sie das Haar ihrer Gnädigen auf. Es war Conrachine, wie sie so still dasah, ein angenehmes Gefühl, wie sanften Berührungen der Finger im Gesicht zu spüren und das feisgestärkte Kattunkleid des Mädchens leise knistern zu hören. Sie träumte eine Weile. Plötzlich fragte sie:

„Der Dahlland ist gewiß allgemein beliebt bei den Leuten.“

Laura verstand, was sie zu antworten habe. „Fabelhaft“, sagte sie, „er sei so gut, sagen sie, und so gerecht. Und was für 'n schöner Mann!“

Conrachine strahlte.

„Daß mich heut das sila Kleid anziehen, es steht mir am besten.“

„Nicht erst den Morgenrot?“

„Nein, ich muß gleich nach Collasborgen fahren“, sagte sie und entschloß sich in diesem Augenblick dazu. „Schide mir nachher Jasperfon.“

Als Jasperfon dann eintrat, um seiner Herrin den Thee zu bringen, wußte er schon, daß etwas Ungeheures in der Luft schwebte. Laura hatte es ihm gestift, denn Laura wußte so genau wie Jasperfon, daß kein anderer Mann in Frage kommen konnte als Felix Dahlland — hatte Conrachine doch seit Monaten mit Niemand mehr verkehrt.

Als Conrachine des treuen Mannes ansichtig wurde, ward sie gerührt. Ihr bewegtes Gemüth hatte schon förmlich ein Bedürfniß gehabt nach Nührung, nach Innigkeit.

Dieser da hatte ihr das Leben geteilt und sie seitdem mit Innigkeit und mit aller Treue eines Hundes bewacht. Solche Art Naturen, wie dieser einfache Mann, haben zuverlässige Instinkte — ihr verdorbener Gatte hatte einmal gesagt: „Den Karo anbeißt und wen Jasperfon nicht mag, von tann man wetten.“ Wenn irgend jemand ein Recht hatte, die große Neuigkeit zuerst zu hören, war es dieser Mann.

„Jasperfon“, begann sie, „ich will dir was mittheilen.“

Aber indem sie so begann, fühlte sie zu ihrem eignen Schreck, daß sie zitterte, daß ihre Stimme bebte. „Das ist ja, als wenn ich Angst hätte“, dachte sie. „Da hört doch alles auf.“

Sie trank an ihrem Schreibtisch herum. Es sah aus, als suche sie da etwas, um es Jasperfon zu geben, der wartend neben dem Theetisch stand. Sie warf mit erzwungenem Entschluß ihre Schreibfeder hin, die sie in der Hand gehabt, und wandte sich Jasperfon zu, um ihm fest anzuschauen:

„Du wirst wohl es wissen, früher als meine Nichte, früher als die gnädige Frau. Ich gebe dir damit den Beweis von Vertrauen und einer Dankbarkeit, die nie aufhören wird. Ich werde mich wieder verheirathen. Mit Herrn Dahlland. Ich bitte dich, ihm dieselbe treue Anhänglichkeit zu widmen wie mir.“

Jasperfons Gesicht entfarbte sich, er sah ihr in die Augen.

Diese kalte, unbewegte Miene reizte Conrachine. Weil sie gerührt war, erwartete sie auch von andern Ueberraschung und Verach ganz, daß der Mann immer von eiserner Ruhe und Verschlossenheit herrte, so laue nicht etwas Unerhörtes ihn zu wildem Zorn joren hinfür.

„Wenn es dir aber unmöglich sein sollte“, fuhr sie fort, „bist du in den neuen Verhältnissen zu schiden, steht es jederzeit bei dir, dir eine andere Beschäftigung zu wählen und meinen persönlichen Dienst zu verlassen.“

Vor fünf Minuten hatte sie noch nicht daran gedacht, derausehen zu sagen.

„Ich gratuliere der gnädigen Frau vielmals“, sprach Jasperfon mit unbewegtem Gesicht. „Und es ist wohl besser, ich bekomme was andres zu thun. Bedienen bei Tisch und so, das kann jeder gelernte Herrschaffsbinder ja doch besser. Und das Aufpassen, daß der gnädigen Frau nichts geschieht, das thut wohl der neue Herr.“

Conrachine empfand einen heißen Schmerz. Sie hatte gedacht, der Treue müßte sich doch drängen, auch Felix ergeben zu werden. Tausend peinliche Empfindungen häuften auf sie ein: jene Worte ihres Gatten — die Vorhersage, daß Jasperfon eine Art Eifersuchtsräuber sei für den Verstorbenen — die Furcht, daß es die andern ihre Verbindung mit Felix so kühl begrüßen könnten. Sie sollten jubeln, sie sollten begreifen: er war ihr Glück.

„Wie du willst, Jasperfon“, sprach sie mit heißen Wangen. „Du hast ja Zeit, dir zu überlegen, welche Anstellung du willst, und wenn sich nichts findet, schafften wir für dich ein Amt. Natürlich wird es für dich nur eine Verbesserung in Bezug auf dein Einkommen sein.“

„So muß ich doch für ihn an meine Verlobung ein frober und dankbarer Gedanke knüpfen, dachte sie und war sich wohl bewußt, daß sie ihn erkaufen wollte.“

„Bei Madame mere“ und Phöbe fand Conrachine dann einlaen Trost. Die

erlere, die ihre Stiefschwägerin Tochter immer nur hinter deren Rücken zu trübsen wagte, v. d. der alles daran lag, die gewohnte Stellung imdause zu behalten, lobte Felix mit den überschwänglichsten Worten. Das war das beste Surrogat für den fehlenden Herzenson. Phöbe weinte Thränen, halb in Mitfreude, halb in Sehnsucht nach eigenem Glück.

Und Conrachine verstand den zwiesfachen Grund dieser Thränen gar wohl. Sie war eine Glückliche und wollte glücklich machen.

Kaum daß Felix, nachdem er sich wie ein fremder Besucher bei ihr hatte anmelben lassen, in ihrem selben Zimmer bei ihr war, und nachdem sie ihr Wiedersehensglück mit heißen Küßen gefeiert, sagte sie ihm, daß sie zusammen nach Collasborgen fahren müßten. Felix stand vor einer Ueberlast von Geschäften, aber heute durfte er sich ihr noch nicht entziehen. Nur seine Leistungen, nur seine Arbeit, die zu ihrem Nutzen geblie, konnte seine Armuth gegen ihren Reichthum ausgleichen. Er habe ja schon so viel geleistet, und alles lasse sich nachholen, was etwa noch in den nächsten Zeiten veräumt werde. Nein, er sei noch nicht aetwandt und mehrerlich genug in seinen Pflichten, halb noch ein Lernerber, da gäbe es keine Minute, die verloren gehen dürfte.

So stritten sie hin und her, und daß Conrachine für heute ihren Willen durchsetzte, war natürlich.

Sie hatten sich auch so endlos viel zu sagen. Im Wagen schloß sie Hand in Hand, Schulter an Schulter, und Felix forderte Aufklärung über alle seelischen Vorgänge, die es dazu gebracht hatten, daß Conrachine ihm nicht schon damals im Juli, als sie heimkam, so in die Arme gesunken war, wie nunendlich ästern.

Conrachine war auf diese Fragen gar nicht vorbereitet. Die gemüthlichen Gefühle erfüllten sie zu sehr, als daß sie vermocht hätte, genau zu zerlegen, was alles in ihr vorgegangen. Sie wußte nur, daß eine unbestimmte Angst in ihr geendet und dann völlige Zufriedenheit, da sie ja in seiner Nähe lebte, bis dann die zweite Trennung gekommen und mit ihr eine Sehnsucht ohne alles Nachdenken, ohne alle Angst.

Im Triumph ihres Glücks wollte sie auch lieber von der Gegenwart und Zukunft sprechen als von Vergangenheit.

„Siehst du“, sagte sie, „nun fährst du über deinen eignen Grund und Boden. Kommt dir nicht alles ganz neu vor?“

„Nein. Ich sehe nur dich und denke an dich.“

„Und die Sonne scheint. Das gehört zum Glück, nicht wahr? Es ist so die rechte Beleuchtung.“

„Der Regen gestern Abend sei gepriesen.“

Sie lachte. Ja, der Regen! Er hatte ihnen erlaubt, im geschlossenen Wagen ihre ersten Liebesgespräche unbewußt auszutauschen.

Aber der Regen hatte auch die erste Ernte am Herbstfeld gehalten. Lächeln waren die Wipfel. Ein leuchtend blauer Himmel stand mit Altsalanz über dem farberprächtigen Gelände. Die blanken Birnbäumblätter schimmerten roth und gelb. Auf den bleichgelben Stoppelfeldern wehte das rotbraune Windweh. Umks von der Landstraße, auf einer von Unkraut grün überwucherten Brachpflanzung zog eine Schafherde dahin, die schwarzgraue und schmutzweiße Thiere mit den freudigen genierten Köpfen dicht aneinander gedrängt; vorn verjüngte sich der Heuen zu einer Spitze, das breit aus einander gesogene Hintertreffen bewachte ein Hund mit gespitzten Ohren und aufmerksam gerichtetem Schwanz. Der Schäfer sah am Rain und läffelte aus einem Bledtopf, ein halbweißes Mädchen lag daneben mit emporgeschlagenen Armen auf dem Rücken und starrte in die Luft, wo eben drei Raben mit schwarzem Flügelgeschlag hinstwebeten.

Als Conrachine und Felix vorbeifahren, grüßte der Schäfer. Der Horkelzug auf seinem Topf stiea bemerkbar auf.

„Wir wollen ihm einen Thaler schenken“, sagte Conrachine.

Sie kamen über die „Rehmtuhl“, oder, wie es nun immer hieß, die „Fahrl“, denn so hatten die Trebbiner die Dampfzwelei getauft.

Der Baumeister war nicht anwesend, die Arbeiter hatten gerade ihre Mittagspause angetreten. Conrachine war enttäuscht, sie hätte dem Baumeister ihre Verlobung anzeigen und den Leuten Geld zu einem Fest verabsorgen lassen können.

„Ich möchte alle Welt beschenken“, sagte sie.

Ihr Glück rührte ihn tief.

„Was bin ich denn? Was gebe ich dir denn?“ fragte er zärtlich. Conrachine legte ihren Kopf zurück an seine Schulter.

„Dich selbst giebst du mir, und damit ein neues Leben. Ich habe dich geliebt von jenem Augenblick, wo ich dich im Juppelherd sah. Weißt du es noch, wie ich deinen Ring an meinem Finger hoch hielt, und wie mich dann dein Blick im Spiegelglase traf?“

Sie vertieften sich in die genaue Erinnerung jener Minuten und lebten sie wieder nach.

„Ach, da wird sich schon bei Adrian“, sagte Conrachine. Adrian, der ganz ländliche Mittagszeit hielt, wenn seine Leute aben, und der in ganz seltenen Fällen ein besseres Gerücht für sich tochen ließ, als dies: es bedamen, sah bei weißen Bohnen und Speck.

Er machte große Augen, als die beiden herantamen. Das Ansehen des Wagens hatte er überhört, denn erstens hatte er immer einen Appetit wie je-

mand, der gedroschen hat und zweitens las er neben dem Esen das Kreisblatt, wogu er sonst den ganzen Tag seine Zeit fand.

„Zwei Glückliche, Adrian! Wir wollen uns deine guten Wünsche holen. Felix und ich haben uns verlobt“, sprach Conrachine, und Thränen traten in ihre Augen.

Adrian trat einen Schritt zurück, wie jemand, der tief erschrickt. Er wurde dunkelroth und sah die beiden, wie Hand in Hand vor ihm standen, fastungslos an.

Auch Felix erstarb das Lächeln.

„Dein Erstaurer ist — ist —“

„Conrachine — Felix, mein Rungel!“ Und er küßt Conrachine die Stirn und nahm Felix in seine Arme.

Er konnte nicht recht etwas sagen. Er brückte sich in Gestikationen aus, um sich und den beiden über sein Erstaunen hinwegzuhelfen.

Das hatte er ja gemerkt, lange, lange schon, daß Conrachine bis über die Ohren in den guten, braven, schönen Jungen verliebt war. Na ja — temperamentvolle Frauen sind mal verliebt — so eine kleine Schwärmerin, das unterhält, das überwindet sich, das geht vorüber. Das war ja natürlich für Conrachines warmes, unbeschäftigtes Herz.

Aber heirathen!

Die beiden wußten doch gar nicht zusammen! Warum nicht? Das wußte Adrian nicht. Er meinte, neben Conrachine müßte ein imposanter, herrischer Mann stehen, der so 'n bißchen was Hertuliches hatte, sowohl als im Geiste. Na, am Ende, sie mühte es wissen, und förmlich vertärt von Glück sohen sie ja aus.

Die Frische Adrians, sein Verwundern, das nicht verleben konnte, weil innigste Theilnahme an beiden herausklang, verwischte dann schnell den ersten Eindruck seines Schreckens, der von beiden wohl bemerkt worden war.

Aber so ein Ereigniß durfte nicht unbegossen bleiben.

Natürlich zu den Speckbohnen und dem Dinnbier konnte man sich zwei Leute nicht niederlegen lassen, die in höheren Sphären schwebten. Aber Adrian hatte vom Vater her ein paar Flaschen ganz alten, köstlichen Weines im Keller. Eine davon mühte heraus, und her mit ein paar guten Gläsern — im großen Eichenstamm gab es noch deren von köstlichem Krystall; sie waren verkauft und mußten erst gewaschen werden.

Aber endlich waren sie doch so weit, daß sie ansetzen konnten. Sie sahen um den Tisch, Conrachine und Felix auf dem Sofa, Adrian ihnen gegenüber. An der Wand, über dem Sofa, so daß Conrachines Hut ein Stück des Raumes verdeckte, hing das Bild des großen Schwärmerdichters, der in Kopenhagen, am Hofe Friedrichs des Sechsten, mit schönen Weibern Collasborgen beinahe aufgeessen hatte. Sein gekipptes, lächelndes Gesicht war von einer sorgsam gebürsteten Haarlocke überzogen; seine Haltung war die eines Mannes, der sich einer schönen Gestalt sehr bewußt war. Aus dem dunkelblauen Frack traufte sich vorn ein Jabot, die hellgrauen Beinkleider umschlossen eng seinen Unterkörper, unter dem Rand seiner geklumpten Weste hing eine Kette heraus, die in zahllosen Verlocken endete.

Conrachine und Felix hatten die Geschichte ihrer Liebe und Verlobung erzählt.

„Na ja“, sagte Adrian, „das sollte denn wohl alles so sein. In so was, scheint es, giebt es keine Wähl. Naturstimme nennt man das. Wenn die mal spricht, ist man blind und taub für alles andere.“

„Und du, Adrian — hast du denn keine Lust, dir einen eignen Herd zu gründen?“ fragte Conrachine.

Adrian stemmte die Ellbogen auf den Tisch und faltete die Hände unter seinem Bart, so daß er steif vom Kinn abstand.

„Du meine Güte, einen Herd hab' ich mehr als zu viel, der ist ja gerade mein Schicksal. Los möcht' ich ihn sein. Aber selbst wenn ich nicht als Majorsbater da säße — wer taufte mir diese Scholle ab!“

„Ach, du weicht recht gut, wie ich's meine — heirathen sollst du“, sagte sie. Ohne seine Stellung zu verändern, meinte er mit einem künstlichen Welligema:

„Gestern wollte Phöbe mich mit dir verheirathen — willst du mich heute mit ihr zusammen reden?“

„Ja, das will ich!“ rief Conrachine lachend. „Also, Phöbe dachte dies, — sie gönnte dir mein Geld. Wie nett von ihr.“

„Ich bitte, mich bei allen Heirathspflanzen außer Spiel zu lassen“, sagte er.

„Was für 'n verstecktes Gesicht du machst!“

„Conrachine“, begann er, aus seiner burschifollen Nachlässigkeit plötzlich in schäner Ernst fallend, „du weißt am besten, was der Mann auf dem Bild aus Collasborgen und dem Hauße Collas gemacht. Ich habe ihn mir erprobt da über das Sofa in meine Wohnkubek gehängt, damit ich nie mit meinen Hoffnungen in's Kraut schieße, sondern immer sint zurückschneide, wenn ich mal in Gefahr bin, mir spanisch: Schläffer zu bauen. Niemals führe ich ein Weib in dieses Haus, so laue die Sorge noch mit darin wohnt, und so lange die Armuth noch draußen auf den Moment lauert, wo sie 'rein tann. Nie!“

Es klang wie ein Schwur. Adrian war ganz bleich geworden. Mit etwas bebender Stimme fuhr er fort:

„Na, und die Kleine, die wir meinen, die ist ja selber arm wie 'ne Kirchenmaus.“

„Ich äße ihr...“ begann Conrachine.

Adrian streckte die Hand gegen sie aus.

„Schweig still“, sprach er fast festig. „Nicht durch ein Almosen, nicht durch ein Gnadegeheimniß will ich dazu kommen. Arm, wie sie ist, ist sie mit die einzige. Und sie ist auch Bohnen und Speck mit mir, das weiß ich. Aber das wenigstens muß ich immer haben können, für sie, für mich, für mehr. Man muß sich doch immer faagen, wenn man ein Kerl mit ebelichem Gewissen ist und bleiben will, was ein Gehalt bedeutet und was er alles bringen kann. Ein Schuß wär' ich, wenn ich bloß daran dächte, daß ich sie haben will. Erst ein paar Monate tollen Liebesglücks und dann vielleicht Jammer und Noth? Nein.“

„Aber sie ist doch meines Bruders Tochter und...“

„Und du hast schon viel für sie gethan. Und du hast schon mich vom Untergang gerettet“, sprach er weiter, mit einer ernsten Leidenschaft, die fast wie Jörn wirkte, „und was denst' du denn, daß es nicht jetzt noch ein leichtes Bewußtsein ist, von dir das große Stück Geld zu haben? Jetzt, wo du heirathest und deine Verhältnisse sich so verändern! Du hast, seit du verheirathet warst, mit Gold sozusagen um dich werfen können. Bistest du dir ein, daß man sich das leicht wieder abgewöhnt?“

„Als Fräulein von Grabowski habe ich auch zu leben gewöhnt“, rief Conrachine erregt und griff unwillkürlich nach Felix' Hand. „Ich war, was man so wohlhabend nennt. Und Trebbin und mein Privatvermögen bleiben mir doch.“

„Wovon Hunderttausende in Collasborgen steden. Verdrückt tann man sein Geld nicht anlegen“, sagte Adrian bitter. „Und es mögen noch immer drei, vier Jahre vergehen, wenn's gute Jahre sind, ehe ich die Amortisation beginnen kann.“

„Adrian, ich bitte dich“, sprach Conrachine fast weinend, „welche Reden! Heute und in dieser Stunde tödte ich's wieder. Nicht wahr, Felix? Adrian, mir bitten dich beide, dir wegen dieses Geldes nie Gedanken zu machen. Gottlob, wir können es entbehren.“

Felix stand auf. Er litt unmaßsprechlich. Was hieß das alles.

„Du bildest dir ein, daß du's entdecken tannst“, sagte Adrian trozig. „Wenn du erst Dolbassch abgetreten hast und auch den Binsack des Fremmoir'schen Vermögens verlierst...“

„Bin ich immer noch sehr wohlhabend“, fiel sie schnell ein und erhob sich. „Wie sind wir nur auf das dumme Besprech gekommen?“

„Weil du einen Sunarleiter mit 'ner Kirchennaus verheirathen wolltest“, sagte er, und der gute Humor, der sein Gesicht sonst durchleuchtete, blühte wieder aus seinen Augen.

„Komm Felix, wollen wir heim? fragte Conrachine zärtlich und trat zu dem Geliebten heran, der mit dem Rücken gegen die Stube, vor dem alten Schrant stand und mit der Spitze des kleinen Fingers an dem Antarciamuster herumrührte.

„Hörst du nicht, Felix?“ fragte sie sanft.

Er fuhr plötzlich herum.

„Was war das alles? Habe ich den rechten Schluß gezogen? Du verlierst Dolbassch und sonstige Vermögenstheile, wenn du wieder heirathest?“

„Rege dich doch nicht darüber auf!“ bat sie ängstlich. „Er hatte keinen scharten, abgespannten Zug im Gesicht, bekommen, der ihr das Herz zerritt, weil er ihr verrieth, daß der Geliebte litt.“

„Mittewegen wirst du Entbhrungen erdulden?“ fragte er streng.

„Siehst du, Adrian“, rief Conrachine, „das hab' ich mir gedacht! Mein Felix — das ist nicht so, wie du denkst — wir haben immer noch überreich zum Leben.“

„Wir — wir“, sagte er ungeduldig. „Ich brauche nichts. Ich habe schon gehungert. Ich will nichts von deinem Luxus. Ich will dich selbst. Aber du — o Gott, du — so vernünftig!“

„Kinder“, sprach Adrian beinahe mit väterlicher Gütekühnheit, „streichet euch doch bloß nicht um den Wammion. Wenn ich tappig gewesen bin und dumme Sachen gesagt habe — vergiß das, Felix. Im Grunde ist es ja wahr: wenn man sich liebt, giebt es keine Entbhrungen.“

„Und wie macht es mich glücklich, demetwegen auf etwas zu verzichten? Du möchtest doch auch gewiß nicht, daß ich noch als dein Weib das Geld meines ersten Gatten verbräuche“, rief sie beschwörend.

„Das ist deine Phantasie, die dir momentan das Opfer reichwill erkneuen läßt“, beharrte er finster. „Deine Phantasie, die mich nach ihren Stimmungen durch Himmel und Hölle jaat.“

„O Felix!“ rief sie schmerzlich und fiel ihm um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken splitter eines Geis.

Heute tritt ein Mensch auf mir durch eine Gegend, die er einen entzückenden schönen Garten nannte. Unfinn! Nicht eine Distel war darin zu finden!